

Ulrich Veit

Vom schwierigen Umgang mit der Vorgeschichtsforschung im Dritten Reich. Gedanken anlässlich der Publikation zur Bremer Ausstellung »Graben für Germanien. Archäologie unterm Hakenkreuz«

Besprechung zu:

Focke-Museum, Bremer Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte (Hrsg.), Graben für Germanien. Archäologie unterm Hakenkreuz (unter Mitarbeit von Sandra Geringer/Frauke von der Haar/Uta Halle/Dirk Maharski/Karin Walter). Begleitschrift zur gleichnamigen Ausstellung des Focke-Museums. Bremer Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte. 10. März bis 8. September 2013. Stuttgart: Theiss 2013. 216 Seiten. Zahlreiche farbige Abbildungen. ISBN 978-3-8062-2673-7.

Der Titel des zu besprechenden, anlässlich der gleichnamigen Ausstellung des Bremer Focke-Museums erschienenen Bandes lässt aufhorchen, verspricht er doch tiefere Einblicke in eine wichtige Periode der Fachentwicklung der Prähistorischen Archäologie und darüber hinaus Einsichten in das Verhältnis von Archäologie und Politik unter Bedingungen der Diktatur. Archivforschungen v. a. der letzten beiden Jahrzehnte haben für viele der beteiligten Institutionen und Personen zur Aufklärung der nach 1945 in Vergessenheit geratenen bzw. vergessen gemachten Sachverhalte beigetragen und so zu einer differenzierten Einschätzung der Rolle der Archäologie im Nationalsozialismus beigetragen. Eine Gesamtdarstellung, verbunden mit dem Versuch, diese Ergebnisse zugleich einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen, fehlte allerdings bisher. Den weitreichendsten Versuch in dieser Richtung bildete eine Ausstellung des Rheinischen Landesmuseums Trier unter dem Titel »Propaganda. Macht. Geschichte. Archäologie an Rhein und Mosel im Dienst des Nationalsozialismus« (2002).

Die Bremer Ausstellung, der ein von der Volkswagen-Stiftung gefördertes Projekt zur »Vorgeschichtsforschung in Bremen unter dem Hakenkreuz« vorausging, ist hier, was die räumliche Abdeckung und thematische Breite betrifft, deutlich anspruchsvoller. Dies macht neben dem Titel auch das Inhaltsverzeichnis des Bands unmissverständlich klar. Präsentiert werden Grabungsaktivitäten im gesamten Reich unter Einschluss verschiedener, im Zweiten Weltkrieg besetzter Gebiete. Neben Grabungen werden auch die völkische Laienforschung (samt ihrer Anhänger und Förderer in höchsten NS-Parteiämtern), die allgemeinen Forschungsstrukturen, das Museums- und Ausstellungswesen,

die Rolle der Archäologie in einschlägigen Propagandaveranstaltungen, in der Schule und im politischen Schulungswesen sowie im Alltag behandelt. Einleitende Kapitel sind dem Germanenbild Roms, der Wiederentdeckung der Germanen in der Neuzeit sowie der Entstehung und Professionalisierung der Prähistorischen Archäologie gewidmet. Im letzten Teil des Bandes geht es schließlich um die Zeit nach 1945 und die bewussten und unbewussten Ausstrahlungen völkisches Denken bis in die Gegenwart.

Eingeschränkt bleibt der Zugang allerdings insofern, dass, wenn von Archäologie die Rede ist, immer nur die Prähistorische Archäologie (zeitgenössisch sprach man meist von »Vorgeschichtsforschung«) gemeint ist und beispielsweise die Situation in der Klassischen Archäologie nicht mitbehandelt wird. Von der Betrachtung ausgenommen bleiben so etwa die Grabungen des Archäologischen Instituts des deutschen Reiches im Mittelmeerraum, in Nordafrika und im Vorderen Orient zwischen 1933 und 1945, darunter die politisch motivierte Wiederaufnahme der Olympia-Grabungen im Zusammenhang mit den Olympischen Spielen 1936 in Berlin (K. Junker, *Das Archäologische Institut des Deutschen Reiches zwischen Forschung und Politik. Die Jahre 1929 bis 1945*. Mainz 1997. – St. Altekamp, *Klassische Archäologie und Nationalsozialismus*. In: J. Elwert/J. Sikora [Hrsg.], *Kulturwissenschaften und Archäologie*. Stuttgart 2008, 167–209. – Siehe auch M. Vigner, *Der »gegebene Ortsgruppenleiter«? – ein Archäologe in der Auslandsorganisation der NSDAP in Rom*. *Das Altertum* 56, 2010, 127–143).

Ebenso wenig wird die Rolle anderer »kleiner Fächer«, wie Volkskunde, Anthropologie/Rassenkunde, Völkerkunde, Ägyptologie, im NS-System angesprochen, obwohl dies die Möglichkeit eröffnet hätte, die Dimensionen des im Band immer wieder beschworenen Versagens der deutschen Prähistoriker besser einzuordnen (z. B. Th. Schneider, *Ägyptologen im Dritten Reich: Biographische Notizen anhand der sogenannten »Steindorff-Liste«*. *Journal of Egyptian History* 5, 2012, 120–247). So entsteht der irreführende Eindruck, mit der Prähistorischen Archäologie sei nach 1933 ein unscheinbares Fach zu einer tragenden Säule des NS-Herrschaftssystems aufgebaut worden. Dabei war die Prähistorische Archäologie trotz allen Aufschwungs – mit einer substantiellen Aufstockung der Vertretung an den Universitäten von einer Handvoll auf 25 ordentliche und außerordentliche Professuren – ein kleines, im engeren Sinne zweifellos nicht systemrelevantes Fach.

Richtig ist indes, dass es von einigen der damals jüngeren Fachvertreter als Sprungbrett für bemerkenswerte Karrieren, die Leitungsfunktionen im Fach mit hohen Positionen in NS-Institutionen (»Amt-Rosenberg« und »SS-Ahnenerbe«) miteinander verbunden, genutzt wurde. Hans Reinerth (1900–1990) und Herbert Jankuhn (1905–1990) stehen paradigmatisch dafür und sind als Multifunktionäre entsprechend an vielen Stellen des Buches präsent. Aber – und auch dies dokumentiert der Band breit – es gab auch die gewöhnlichen Karrieren, im Sinne eines »alltäglichen Nationalsozialismus«.

Allerdings unterscheidet die Prähistorische Archäologie sich im Hinblick auf die (Selbst-)Indienststellung für die Belange des neuen Regimes insgesamt kaum von den anderen Geisteswissenschaften. Selbst die angebliche besondere Relevanz einzelner Fächer für die Behandlung völkischer oder rassenkundlicher Fragestellungen (Prähistorie, Volkskunde, Physische Anthropologie/Rassenkunde) erwies sich letztlich nur als begrenzt hilfreich. Dies zeigt sich etwa daran, dass die traditionell sehr viel besser als die Prähistorie personell ausgestattete Klassische Archäologie ihre institutionelle Position

auch nach 1933 vollumfänglich halten konnte und jedenfalls nicht auf Kosten der »Germanischen« Archäologie abgebaut wurde (Altekamp a. a. O.). Ob dies mehr mit der Antiken-Begeisterung Hitlers und anderer Führungskräfte des neuen Regimes zu tun hat oder eher dem erfolgreichen Taktieren ihrer Vertreter geschuldet ist, die ihre Forschungsperspektiven der neuen politischen Situation anpassen, wäre im Detail zu erörtern.

Diese Frage liegt allerdings jenseits der Absicht der InitiatorInnen des hier zu besprechenden Bands, der kein klassischer Ausstellungskatalog ist, sondern ein Ausstellungsbegleitbuch mit Beiträgen verschiedener AutorInnen, die entsprechend der fünf Ausstellungsschwerpunkte angeordnet sind. Auf die Ausstellung selbst und Fragen der musealen Umsetzung des Themas wird lediglich in einem kurzen Abschlussbeitrag unter dem Titel »Leitgedanken der Ausstellung – ein imaginärer Rundgang« eingegangen (K. Walter, 182–189).

Für Konzeption und Umsetzung von Ausstellung und Begleitschrift zeichnen sich Uta Halle und Dirk Mahsarski verantwortlich, die einzeln, zusammen bzw. unter Mitwirkung anderer AutorInnen auch den überwiegenden Teil der Texte verfasst haben. Eigenständige Beiträge zum Band haben außerdem Tassilo Schmidt (Germanen und römische Politik), Susanne Grunwald (Professionalisierung der Spatenwissenschaft), Judith Schachtmann und Thomas Widera (Zwangsarbeit), Otto Urban (NS-Urgeschichtsforschung in Österreich) sowie Jana Raabe und Dana Schlegemilch (Rezente Rechte und das Germanentum) beige-steuert. Dem Band ist ein umfangreicher Anmerkungsapparat und ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis beigegeben, die den wissenschaftlichen Anspruch bekräftigen (es enthält allerdings erstaunlich viele noch nicht erschienene bzw. erst in Vorbereitung befindliche Beiträge, während man andererseits wichtige Standardreferenzen vermisst. Auf die relativ zahlreichen Ungenauigkeiten bzw. Fehler bei der Referenzierung gehe ich hier nicht ein. Ein sachlicher Fehler findet sich auf S. 188, wo im Bezug auf die Lonetalfunde statt »jungsteinzeitlich« »jungpaläolithisch« [jungaltsteinzeitlich] stehen müsste). Darüber hinaus liegt dem Ausstellungs- und Publikationsprojekt eine klare politische Absicht zugrunde, die im Vorwort des Begleitbands von Frauke von der Haar formuliert wird. Absicht sei es, »über die Ideologisierung im Nationalsozialismus aufzuklären, den Mythos Germanien in unseren Köpfen zu entzaubern und seine Aktualität und Präsenz in der rechten Szene aufzudecken« (S. 13).

Um angesichts des propagandistischen Materials, mit dem man bei der Behandlung eines solchen Themas zwangsweise konfrontiert ist, die Gefahr, falsch verstanden zu werden, von vornherein auszuschalten, ist dem Band folgender Hinweis vorgeschaltet: »Aus Gründen der besseren Lesbarkeit verzichten wir darauf, die Begriffe ›Germanien‹ und ›germanisch‹ in den Texten in Anführungszeichen zu setzen, distanzieren uns aber von deren ideologisch begründeter Verwendung. Eindeutige NS-Institutionen oder Begriffe sind mit Anführungszeichen gekennzeichnet [...]« (S. 4). Dies wird dann allerdings nicht konsequent durchgehalten. So steht »germanisch« allein oder als Kompositum (»germanische Bauernhäuser«: S. 64; 92) teilweise doch in Anführungszeichen, während andere eindeutige Begriffe wie »Hitlerjugend« (S. 102), »Hitlerjunge« (S. 103) oder »Schutzstaffeln der NSDAP« (S. 105) ohne Anführungszeichen verbleiben. Die zitierte Regelung führt aber v. a. deshalb zu Verwirrung, da zahlreiche NS-ideologisch

eher unverdächtige Begriffe ebenfalls in Anführungszeichen stehen (wie z. B. »Nationalheiligtum« [S. 65], »Mammutjäger«, »heiliger Hain« [S. 69], »Heiligtum« [S. 92] oder »bronzene Lanzenspitze« [S. 93]). Gar kurios mutet es an, wenn in einem Atemzug genannte Germanen und Kelten unterschiedlich behandelt werden (»Erst Cäsar hat ›Germanen‹ und Kelten deutlich differenziert«, S. 17). Eine entsprechende ›Kultur der Distanzierung‹ zeigt sich auch darin, dass vor und nach 1945 erschienene Literatur am Ende des Bandes in getrennten Listen aufgeführt wird.

Diese Äußerlichkeiten erwähne ich nur deshalb, da sie Grundsätzliches über den hier gewählten Zugang aussagen: Um nur nicht falsch verstanden zu werden, tragen die VerfasserInnen ihr historisches Urteil immer schon vor sich her und scheuen sich zugleich vor Differenzierungen und Ambivalenzen. Dabei wird die Prähistorische Archäologie insgesamt als systemrelevanter Bestandteil des NS-Unterdrückungs- und Unrechtssystems dargestellt und ihre Protagonisten durchweg als ideologisch verblendete Vertreter des NS-Propagandaapparats. Kategorien, wie ›Wortführer‹ und ›Hauptakteur‹, ›Profiteur‹, ›Mitläufer‹, ›innerer Immigrant‹, die hier Differenzierungen einführen könnten, spielen keine Rolle, und selbst die Opfer bleiben namen- und gesichtslos. So erkennen die AutorInnen im Grunde nur noch ›Täter‹. Allenfalls das technische Niveau der durchgeführten Grabungen nötigt zu einem gewissen Respekt, der sich angesichts des weiteren Kontexts, in dem sie sich vollzogen, schnell relativiert: »Die neuesten, sehr fortschrittlichen wissenschaftlichen Untersuchungsmethoden brachten zwar erstaunliche Ergebnisse, aber die ideologisch fehlgeleitete Interpretation diente vor allem dazu, vermeintlich weitere Belege für das konstruierte Germanienbild zu liefern« (S. 188).

Man mag in dieser Haltung eine nachvollziehbare Gegenreaktion gegen verharmlosende und relativierende Tendenzen in der Nachkriegsdebatte sehen. Der Glaubwürdigkeit der Darstellung schaden solche Pauschalurteile allerdings, zumal viele Elemente der »NS-Ideologie« ja nur älteres, in der Gesellschaft seit längerem fest verankertes Gedankengut fortgeschrieben haben. Dabei ist nicht zu bestreiten, »dass die beteiligten Wissenschaftler« in verschiedenster Hinsicht »als tätige Rädchen zum Funktionieren, zur Stabilisierung und Aufrechterhaltung des NS-Regimes beitrugen« (U. Halle, B. & D. Maharski, S. 108). Dies geschah jedoch in der heterogenen Gruppe der Archäologen entsprechend der jeweiligen Voraussetzungen in durchaus unterschiedlichem Umfang und aus unterschiedlichen Gründen. Soziale Herkunft, Bildungsgrad und v. a. auch die generationelle Zugehörigkeit spielten hier, neben charakterlichen Eigenschaften, eine entscheidende Rolle. Die vorliegende Darstellung versäumt es, diesen Bestimmungsfaktoren nachzuspüren und zu differenzieren. Stattdessen wird die ›NS-Archäologie‹ als ein in den Grundzügen geschlossenes ideologisches System auf der Grundlage eines sich zunehmend verselbständigenden ›Germanien-Mythos‹ präsentiert. Die teilweise heftigen Auseinandersetzungen zwischen Fachvertretern und der völkischen Laienforschung oder zwischen »Ahnenerbe« und »Amt Rosenberg« werden zwar in chronikalischer Form vor dem Leser ausgebreitet, sie erscheinen jedoch in ihrer Bedeutung der oben formulierten Gesamteinschätzung nachgeordnet.

Noch ein anderer Punkt ist hier von Bedeutung. Die Wirksamkeit jüngerer wissenschaftsgeschichtlicher Untersuchungen zu diesem sensiblen Thema war immer eng verbunden mit der direkten Bezugnahme auf konkrete archivalische Quellen. Dies versäumt die vorliegende Darstellung, da in den Texten oftmals nicht auf Originalquellen,

sondern lediglich auf in ihrer Allgemeingültigkeit nicht näher zu beurteilende Einzelergebnisse aus der jüngeren Forschungsliteratur Bezug genommen wird – oder ohne die nötige Erläuterung von den VerfasserInnen selbst Urteile gefällt werden: »[D]er Museumsdirektor bediente sich typisch nationalsozialistischer Klischees« (U. Halle, S. 73); »Die neue Dauerausstellung wurde mit Originalfunden und Nachbildungen ideologisch linientreu konzipiert, ...« (U. Halle, S. 86); »In der heutigen Museumsforschung gelten diese Freilichtmuseen als ›Propaganda‹« (U. Halle, S. 92).

Wo andererseits direkt auf Originalquellen verwiesen wird, wie beispielsweise den Augenzeugenbericht einer Archäologin über den Arbeitseinsatz von Juden im Jahre 1942 in Polen, werden solche Einzelaussagen teilweise in problematischer Weise verallgemeinert: »Schon im besetzten Polen nahmen Archäologen auf vielfältige Weise die Ermordung der europäischen Juden und die Vernichtung der polnischen Nation wahr« (D. Maharski/G. Schöbel, S. 142). Und waren Archäologen in Polen noch bloße Beobachter des Völkermords, so schritten sie in der besetzten Sowjetunion selbst zur Sache. So heißt es im Hinblick auf das sog. »Sonderkommando Jankuhn«: »Wiederholt rückte man gemeinsam [mit der Waffen-SS und den Einsatzgruppen, U. V.] in die Städte ein, um die lokale jüdische Bevölkerung zu ermorden bzw. gleichzeitig die lokalen Museen zu plündern« (ebd. S. 144). Aus der Pauschalität der Vorwürfe und der bewusst (?) mehrdeutigen Formulierung wird deutlich, dass es hier nicht um eine Beweisführung im juristischen Sinne, sondern vor allem um ein moralisches Urteil geht. Die durch solche Verallgemeinerungen in Kauf genommenen Unsicherheiten widersprechen m. E. nicht nur dem wissenschaftlichen Anliegen der VerfasserInnen, sie gefährden letztlich auch ihr legitimes moralisches Anliegen.

Zum eigentlichen Thema des Bandes, dem Verhältnis von Archäologie und (Germanen-)Ideologie, können diese Kriegsberichte ohnehin nichts mehr beitragen, galt in dieser Situation doch nur noch ein Gesetz: das des Totalen Krieges. Hierzu bieten zweifellos die im Fach und darüber hinaus geführten Debatten der 1930er Jahre, die in den vorangegangenen Abschnitten des Bands ausgebreitet werden, mehr. Leider geschieht dies aber in einer Form, die die durchaus vorhandenen Forschungskontroversen hinsichtlich der Beurteilung der politischen und gesellschaftlichen Rolle der Archäologie(n) in der Zeit des Nationalsozialismus nicht sichtbar werden lässt. Der Band führt nicht in eine noch nicht abgeschlossene Debatte ein, sondern »entlarvt« die »verhängnisvolle Annäherung« und die »Verflechtungen« zwischen archäologischer Wissenschaft und der NS-Politik. Er zeigt, »welche Rolle die führenden Wissenschaftler dieser Zeit und Nationalsozialisten wie Hitler, Himmler und Rosenberg spielten« (Umschlagtext).

Man kann die VerfasserInnen um die Selbstsicherheit, mit der sie sich selbst gegen ideologische Vereinnahmungen gefeit sehen, beneiden. Man kann aber auch fragen, ob man sich mit dieser Taktik, die der NS-Ideologie eine sich auf die moderne Wissenschaft berufende ebenso totalitär erscheinende Antiideologie entgegenstellt, nicht selbst ein Stück weit auf die Ebene der Kritisierten stellt. Jedenfalls scheinen die Urteile und Verurteilungen teilweise das Resultat einer aktualistischen Selbsttäuschung im Sinne eines ›Die Fakten sprechen für sich‹ zu sein. So wird beispielsweise an keiner Stelle die kritische Distanz des (Wissenschafts-)Historikers fassbar, der bei seinem historischen Urteil auch zu berücksichtigen hat, dass den Akteuren des Jahres 1933 für ihre Richtungsentscheidungen nur ein begrenztes Wissen zur Verfügung stand und überdies der

weitere Verlauf der Ereignisse nicht bekannt war. Auch wäre zu erwägen gewesen, welche Alternativen ihnen im Einzelfall konkret zur Verfügung standen und welche persönlichen Konsequenzen damit verbunden gewesen wären. Dies würde nichts entschuldigen, aber könnte die Umstände verdeutlichen, die die verhängnisvollen Entwicklungen eingeleitet und vorangetrieben haben.

Was bisher verallgemeinernd gesagt wurde, gilt nun jedoch nicht für den einleitenden Beitrag des Bremer Althistorikers Tassilo Schmitt zum Thema »Germanen« und römische Politik« (S. 16 ff.), der in dem Band in verschiedener Hinsicht wie ein Fremdkörper wirkt. Schmitt legt darin prägnant, sprachlich elegant und kenntnisreich den sich wandelnden Germanenbegriff und die ebenso wandelbare Germanenpolitik Roms seit Cäsar dar. Dabei gelangt er zu dem gut begründeten Schluss, die »Germanen« des Altertums seien »im Wesentlichen eine römische Projektion« (S. 24) – wie sich zeigen sollte, eine Projektion mit einigen langfristigen Nachwirkungen.

Diese Nachwirkungen ihrerseits sind Gegenstand der beiden folgenden Beiträge, die versuchen eine Verbindung zwischen der antiken Sicht auf die Germanen und dem NS-Germanenbild herzustellen. Dies gelingt allerdings nur unzureichend. Vor allem Uta Halle belässt es in ihrem Beitrag zu »Germanien zwischen Renaissance und Moderne« im Wesentlichen bei einer Auflistung von Personen und Publikationen verbunden mit fragwürdigen Verallgemeinerungen (»Der Germanenmythos entstand am Übergang zwischen dem späten Mittelalter und der frühen Neuzeit«, S. 25). Neben anderen Geistesgrößen werden hier auch Leibniz, Kant und Herder bemüht, ohne dass jedoch ihre jeweilige Perspektive hinsichtlich der Germanenfrage angemessen und nachvollziehbar dargelegt würde. Die archäologische Laienforschung des 19. Jahrhunderts wird zwar gewürdigt, aber ihre Leistung einseitig an modernen Standards gemessen (»Ihre Arbeit erreichte aber nur selten eine wissenschaftlichen Standards genügende Professionalität«, S. 28). Kryptisch bleiben schließlich auch die Ausführungen zur Rolle von Ludwig Lindenschmit (1809–1893) und Rudolf Virchow (1821–1902) als den für die Entwicklung der Vorgeschichtsforschung in Deutschland im 19. Jahrhundert bestimmenden Persönlichkeiten.

Handfester ist die folgende Darstellung der Entwicklung der Vorgeschichtsforschung zwischen 1900 und 1933 durch Dirk Mahsarski und Gunter Schöbel (»Von Gustaf Kossinna zur NS-Archäologie«), in deren Mittelpunkt das Werk des Berliner Prähistorikers Gustaf Kossinna (1858–1931) steht, der zur Zeit des Nationalsozialismus als Ahnvater und Vorreiter der neuen Vorgeschichtsforschung gefeiert wurde. Dies geschah zweifellos nicht ohne Grund, doch kann man in Kossinnas Vereinnahmung für die neue Bewegung durchaus auch Züge einer Vulgarisierung und Instrumentalisierung seines Werks sehen. Und dies gilt nicht nur im Hinblick auf seine Beiträge zur archäologischen Methodik, sondern auch im Bezug auf seine Vorstellungen von »Germanentum« überhaupt (siehe z. B. B. Mees, Hitler and Germanentum. *Journal of Contemporary History* 39/2, 2004, 255–270, hier 269: »The image of *Germanentum* refined and promoted by figures like Heusler and Kossinna seemed substantial and sober when contrasted with the more fantastic elements of *völkisch* thought. Based in archaeological and traditional literary-philological studies, the discourse of Germanicness did not envision a Teutonic messiah or millenarian Reich, less still a nihilistic Götterdämmerung or even a pagan revival. *Germanentum* was a narrative that treasured and hoped to revive

the best of the legacy of ancient Germany, one which held that a return to old Germanic values would renew a cultural Germany that had been corrupted by the ills of modernity«).

Von solchen Differenzierungen ist hier allerdings nicht die Rede. Stattdessen wird Kossinnas Mitwirkung bei der Gründung des »Kampfbundes für Deutsche Kultur« im Jahre 1928 hervorgehoben. Außerdem habe er im November 1931 zu den Unterzeichnern eines Wahlaufufes zugunsten Adolf Hitlers anlässlich der Wahl zum Reichspräsidenten gehört (S. 34). Kossinna war zu diesem Zeitpunkt bereits depressiv und körperlich geschwächt. Er starb nur einen Monat später (H. Grünert, Gustaf Kossinna [1858–1931]. Vom Germanisten zum Prähistoriker. Ein Wissenschaftler im Kaiserreich und in der Weimarer Republik [Rahden/Westf. 2002], 326; 331). Vor diesem Hintergrund scheint es unklar, inwieweit er die politische Situation und damit zugleich die möglichen Konsequenzen seines Handelns überhaupt noch übersehen konnte. Abgesehen davon bleibt unklar, auf welche Weise sein Name konkret in die betreffenden Dokumente kam.

Statt die Vereinnahmung Kossinnas durch die NS-Archäologie kritisch zu hinterfragen, machen sich die beiden Verfasser also deren Lesung des fachgeschichtlichen Zusammenhangs zu Eigen. Andererseits übergehen sie die enger fachgeschichtliche Dimension der Debatte. Dazu gehört auch die breite Anerkennung, die Kossinna im Fach auch weit über Deutschland hinaus genoss. Daran wird erkennbar, dass Kossinnas Werk vielschichtiger zu beurteilen ist, als es auf eine bloße Vorstufe zur NS-Archäologie zu reduzieren. Mit Günter Smolla (1919–2006) und Heinz Grünert (1927–2010) haben sich glücklicherweise zwei der klügsten Köpfe der deutschen Nachkriegsprähistorie intensiv mit Kossinnas Werk und Wirkung beschäftigt – und sind dabei bezeichnenderweise in einigen Punkten zu durchaus unterschiedlichen Einschätzungen gekommen. Wer heute Neues zu Kossinna sagen möchte, muss sich zunächst mit diesen Positionen auseinandersetzen.

Der folgende durchaus sehr instruktive Beitrag zur »Professionalisierung der Spatenwissenschaft« aus der Feder von Susanne Grunwald befasst sich ebenfalls mit der Zeit zwischen 1900 und 1933, diesmal jedoch unter dem Gesichtspunkt der wissenschaftlichen Formierung des Faches Ur- und Frühgeschichte. Damit verlässt er allerdings zugleich die Hauptargumentationslinie des Bandes. Wieder »eingefangen« wird der Beitrag nur dadurch, dass die Verfasserin am Ende sehr plakativ, aber eben auch anfechtbar, die Zeit vor und nach 1933 wertend gegeneinander abhebt: »Um jedoch die Institutionalisierung des Faches weiter voranzutreiben und die Unterstützung durch Gesetzgeber und Forschungsförderung zu sichern, überschritten viele Fachvertreter zwischen 1933 und 1945 vielfach und bewusst den Rahmen dessen, was methodisch machbar und moralisch vertretbar war. Sie präsentieren eine politisch opportune Archäologie, die zur Ausformulierung von völkischen Herrschaftsansprüchen beitrug. Das ›herrliche Stadium des Beginns‹ [J. Mestorf] gehörte damit endgültig der Vergangenheit an« (S. 41). Anders ausgedrückt: Auf die ›heiteren‹ kommen die ›dunklen‹ Tage.

Auch diese Stellungnahme beinhaltet eine kaum begründbare Pauschalisierung, gerade wenn man bedenkt, was Kossinna bereits nach 1900 für »methodisch machbar und moralisch« vertretbar hielt. Immerhin wird der Leser auf diese Weise auf den Hauptteil der Darstellung vorbereitet, in dem ausführlich Ideologie und Praxis der

NS-Archäologie ausgebreitet werden. Dies geschieht in drei Themenblöcken, denen jeweils verschiedene Einzelbeiträge zugeordnet sind. Sie behandeln 1. völkische Ideen und zeitgenössische Ausgrabungen (»Germanien – auf der Suche nach Belegen«), 2. archäologische Präsentationsformen als Propaganda (»Germanien – Propagierung einer Idee«) und 3. die Arbeit der Archäologie unter Kriegsbedingungen (»Germanien – Eroberung von Europa und der Welt«).

Im ersten Themenblock geht es um das Germanenbild der nationalsozialistischen Führungsebene (U. Halle), um die abwegigen Theorien der völkischen Laienforschung (D. Mahsarski), die Forschungsstrukturen der NS-Archäologie (U. Halle, D. Mahsarski) sowie wichtige Grabungen der NS-Zeit im Bremer Raum und darüber hinaus (U. Halle bzw. S. Geringer u. D. Mahsarski). Im Mittelpunkt des zweiten Themenblocks stehen archäologische Ausstellungen und sonstige Präsentationsformen archäologischen Wissen zwischen 1933 und 1945 (U. Halle bzw. D. Mahsarski/S. Schütze). Darüber hinaus wird dargelegt, welche Rolle Archäologie und Germanentum in der politischen Schulung und im Alltag spielten (U. Halle, B. & D. Mahsarski). Der dritte Themenblock beschäftigt sich mit der Archäologie in dem Reich angegliederten oder von deutschen Truppen besetzten Gebieten: Österreich (O. H. Urban), die Tschechoslowakei (U. Halle/D. Mahsarski), Osteuropa (D. Mahsarski/G. Schöbel), Skandinavien (D. Mahsarski) und Frankreich (J.-P. Legendre/U. Halle). Ein eigenständiger Beitrag ist dem Thema Zwangsarbeit in der Archäologie gewidmet (J. Schachtmann/Th. Widera), auch wenn man dazu aufgrund des Forschungsstands noch wenig wirklich Konkretes sagen kann. Insgesamt tritt in diesem Teil, wenig überraschend, die Archäologie stark gegenüber einer allgemeinen Kriegsgeschichte zurück.

Es ist hier nicht der Raum, die durchweg sehr faktenreichen Beiträge, die in vielen Fällen durch aussagekräftiges Bildmaterial ergänzt werden, im Einzelnen vorzustellen und zu diskutieren. Es muss vielmehr genügen, an einigen Beispielen zu verdeutlichen, woher die bereits geäußerten grundsätzlichen Bedenken gegenüber dem gewählten Ansatz herrühren.

Einen Ausgangspunkt dafür bieten bereits die Formulierungen, mit denen Uta Halle in die Thematik des Hauptteils einführt, wobei sie verkündet, dass die darzustellende Realität der NS-Archäologie sich erst vor kurzer Zeit zu erkennen gegeben habe. Nach 1945 habe zunächst »die Legende von einer erzwungenen germanischen Forschung im Nationalsozialismus [vorgeherrscht], eine Rechtfertigung, die bis in die 1990er Jahre hervorragend funktionierte. Seitdem hat eine jüngere Forschungsgeneration diese apologetische Legende entlarvt und aufgezeigt, wie sehr die Archäologen zum Funktionieren des NS-Staates beigetragen haben: Sie gaben den Politikern Ausgrabungen und Forschungsideen zu Germanien bzw. ab 1938 für Großgermanien vor« (S. 44). Für ihre Arbeit seien die Archäologen umgekehrt auf die Unterstützung durch Partei und Staat angewiesen gewesen. Letzteres ist zweifellos richtig. Wenn indes der Eindruck erweckt wird, Partei und Staat hätten zur Verwirklichung ihrer Pläne der Unterstützung der Archäologie bedurft, so erscheint dies doch mehr als zweifelhaft. Die »Germanenkunde« (ebenso wie die germanische Archäologie als Teilbereich davon) mag für Teile der NS-Elite die Rolle eines »symbolischen Kapitals« (P. Bourdieu) gespielt haben, mit dem man sich gerne schmückte, um sich zugleich von Anderen – etwa den Humanisten alter

Schule – abzuheben. Die Wertschätzung des Germanischen übertrug sich dabei aber nicht automatisch auf die Germanenforscher.

Halle macht dies an anderer Stelle selbst deutlich mit Hinweis auf eine Geheimrede Heinrich Himmlers vor SS-Gruppenführern im Februar 1936 über prähistorische Moorleichen. Darin habe er die Meinung vertreten, »daß die Herren Professoren, die diese Leichen im Moor finden, [...] sich bestimmt nicht dessen bewusst [wären], daß sie [...] einen Homosexuellen vor sich hätten« (zitiert auf S. 71). Deutlich wird aus dieser Bemerkung nicht nur, dass Himmler »sich rücksichtslos über Ergebnisse hinwegsetzte, wenn sie nicht seinen ideologischen Vorstellungen entsprachen« (Halle, ebd.), fassbar wird insbesondere die Geringschätzung, die er – wie viele andere Repräsentanten des Systems – für Professoren als Repräsentanten der Wissenschaft hegte.

Ein weiteres grundsätzliches Problem der Darstellung liegt m. E. darin, dass die im Text präsentierten Quellen häufig nicht in der Lage sind, die ihnen unterlegten Interpretationen zu stützen und es so für den nicht näher mit den einschlägigen Quellen vertrauten Leser eine Vertrauensfrage wird, ob er die gebotene Deutung für sich übernehmen möchte. Dies zeigt sich beispielsweise an der Bewertung der Positionierung Adolf Hitlers zur Germanenfrage. So muss ein im Text ausführlich wiedergegebenes Hitler-Zitat (S. 48), das – wörtlich genommen – erstaunlich diplomatisch wirkt, von Uta Halle in einer Zusammenfassung erst noch auf Linie mit der bevorzugten Gesamtdeutung gebracht werden: »Mit dieser öffentlichen Bekundung hob Hitler den kulturell angeblich besonders hochstehenden Wert des Volks der Germanen heraus und unterstrich die Bedeutung der germanischen Vorgeschichtsforschung« (S. 48 f.). Unterschlagen wird dabei die explizite Herausstellung der Ebenbürtigkeit der frühen deutschen = germanischen Vergangenheit mit jener anderer europäischer Staaten sowie Hitlers Hinweise auf gemeinsame »indogermanische« Wurzeln ebenso wie auf gemeinsame europäische Forschungsanstrengungen. Dies soll Hitler, der ohnehin eher an seinen Taten als seinen Worten zu messen ist – und der vermutlich ja auch gar nicht der Urheber dieses Redetextes war – natürlich nicht entschuldigen. Es wirft m. E. aber ein bezeichnendes Licht auf die spezifische Argumentationsweise Halles, die auch an anderer Stelle im Band deutlich wird, beispielsweise dann, wenn die bloße Ankündigung einer Veranstaltung mit dem eher schlichten Titel »Germanen in Europa« im Vorlesungsverzeichnis der Universität Tübingen zugleich als Ausdruck »größtenwahnsinnige[r] territoriale[r] Ansprüche« gewertet wird (K. Walter, S. 187). Dazu passt die an anderer Stelle formulierte Vorstellung, das Regime hätte der Theorien von Archäologen bedurft, um seinen Angriffs- und Vernichtungskrieg im Osten zu »legitimieren« (»Die Theorien von den Restgermanen und der germanischen Herrschicht legitimierten nicht nur die Angriffs- und Vernichtungskriege gegen Polen und die Sowjetunion, sie dienten zugleich als wissenschaftliche Begründung für [...] rassenbiologische Untersuchungen«. [D. Mahsarski/G. Schöbel], S. 140). Dies erinnert an Kossinnas bizarren Versuch, mit den Ergebnissen seiner ethnohistorischen Forschungen Einfluss auf die Versailler Friedensverhandlungen nach dem Ende des Ersten Weltkriegs nehmen zu wollen.

Ähnliches wie für den Umgang mit Textquellen gilt für die Kommentierung zeitgenössischer Bildquellen, wie des Schulwandbilds »Jungsteinzeit« des Malers Franz Jungllsenheim (1883–1963) (S. 110). Darauf ist ein blonder Bauer samt Hakenpflug mit vorgespanttem Ochsengespann beim Umbrechen des Bodens dargestellt. Im Hintergrund

ist eine Gebäudegruppe mit Eiche zu sehen, davor Frauen bei der Gartenarbeit und spielende Kinder. Dazu heißt es erläuternd: »Hier wird nicht nur auf den Beginn des jungsteinzeitlichen Ackerbaus und der Viehzucht angespielt, sondern auch auf den ideologischen Aspekt der Gebundenheit des Bauern an den Boden, der in der Ideologie des Nationalsozialismus eine bedeutende Rolle spielte. [...] Ein weiteres ideologisches Symbol ist die germanische = deutsche Eiche vor der Gebäudegruppe« (U. Halle, S. 110).

Statt die Bildquelle zunächst einer konsequenten immanenten Analyse zu unterziehen, wird dem Leser also auch hier von vornherein die ›richtige‹ Lesung vorgegeben. Abgesehen davon, dass die Eiche bereits im 19. Jahrhundert als Symbolbaum der Deutschen und Sinnbild für Tapferkeit, Stolz und Größe galt (in der Vorgeschichtsforschung ist sie etwa auf dem Titelblatt der Publikation des frühmittelalterlichen Gräberfeldes von Selzen [Rheinessen] der Gebrüder Lindenschmit [1848] vertreten), müsste man nach diesen Kriterien auch jede aktuelle Darstellung bäuerlichen Wirkens als Ausdruck eines Blut-und-Boden-Denkens deuten. Vergleichbares gilt für die anderen der von Halle kommentierten Schulwandbilder, die allesamt natürlich mehr transportieren als nur antiquarische ›Fakten‹, etwa ein bestimmtes Familienbild und bestimmte Gemeinschaftsvorstellungen, die aber insgesamt doch kaum als unmittelbare Quellen für die teilweise abstrusen Theorien der »Völkischen« oder das politische Versagen der Archäologie geeignet erscheinen. Nicht wenige dieser Vorlagen dürften zudem direkt oder zumindest indirekt auf älteren Bildvorlagen beruhen (vgl. dazu die Bildunterschrift auf S. 112).

Gleichgültig ob ›Bauer auf Scholle‹ oder ›SS-Fahne am Grabungsplatz‹ (S. 71), der Glaube an die Wirksamkeit von Symbolen scheint hier kaum geringer als bei den Nationalsozialisten selbst, wenngleich unter umgekehrtem Vorzeichen: Aus ›Heimatspendern‹ werden ›Zeichen des Bösen‹. Die bekannte Formulierung, die Karl Hermann Jacob-Friesen, NSDAP-Parteimitglied »vor Mai 1933« (S. 51), seinem Buch »Grundfragen der Urgeschichtsforschung. Stand und Kritik der Forschung über Rassen und Kulturen in urgeschichtlicher Zeit« (1928) vorangestellt hat, »Voraussetzung für Wissenschaftlichkeit ist nicht Glaube, sondern Zweifel«, deutet sogar an, dass zumindest bei den theoretisch Reflektierteren unter den Vorgeschichtsforschern der NS-Zeit ein allzu luftiger Bezug auf ›Symbolisches‹ eher als Gefahr begriffen wurde.

Jacob-Friesens klassische Formulierung findet ihre Entsprechung in einem jüngeren Hinweis Günter Smollas: »Zur Illustration von Geschichtsmythen eignet sich die Archäologie um so weniger, je gründlicher und methodenbewußter sie arbeitet« (Archäologie und Nationalbewusstsein. In: Deutsches Historisches Museum [Hrsg.], Zwischen Walhall und Paradies [Berlin 1991], 15). Dieser grundlegende Zusammenhang zwischen Methodik und Mythologisierung bleibt im vorliegenden Band jedoch wesentlich unreflektiert.

Der letzte Teil des Bandes steht unter dem Obertitel »Germanien – Der Mythos lebt weiter«. Darin wird zunächst der weitere Verlauf der akademischen Karrieren der Protagonisten des Hauptteils präsentiert. Damit soll und kann deutlich gemacht werden, wie wenig das Jahr 1945 im Fach Prähistorische Archäologie einen wirklichen Bruch markiert – auch wenn es nicht allen Fachvertretern gelang sich rein zu waschen, was aber nicht nur vom Grad der individuellen Schuld, sondern auch von der

Unterstützung durch funktionierende soziale Netzwerke abhing, die beim Neuanfang behilflich sein konnten (Jankuhn), die genauso Karrieren aber auch beenden konnten (Reinerth).

Darüber hinaus wird in diesem letzten Teil in zwei Beiträgen etwas unbeholfen versucht, einen Gegenwartsbezug herzustellen. Dazu werden zeitgenössische »Germanenbilder« präsentiert. So beschäftigen sich Jana Raabe und Dana Schlegemilch mit der Adoption germanisch-völkischen Gedankenguts in der gegenwärtigen rechten Szene (»Die rezente extreme Rechte und das Germanentum«), und Sandra Geringer präsentiert den Gebrauch ›germanischer‹ Motive in Medien und Werbung (»Alltägliche Germanenbilder«).

Im ersten der beiden Beiträge werden v. a. ›Fundstücke‹ aus dem neonazistischen Milieu – neben Büchern und Zeitschriften mit programmatischen Texten der »Neuen Rechten« auch Musik-CDs (mit entsprechenden Coverbildern) aus dem Bereich rechter Jugendkultur sowie einschlägig konnotierte Kleidungsgegenstände und sonstige Accessoires (»Thor Steinar«) – im Gestus der Aufklärung vorgeführt. Statt darüber hinaus jedoch konkrete soziologische bzw. kultursoziologische Erklärungen für die beobachtbaren Erscheinungen zu liefern, bleibt es im Wesentlichen beim anthropologisierend-psychologisierenden Verweis auf Identitätsprozesse und ein generelles Kontinuitätsbedürfnis. Dabei wäre es speziell im Hinblick auf die vorgeführten Bildbelege interessant gewesen, zu erfahren, inwieweit es sich hierbei um Neuschöpfungen auf der Basis historischer Vorlagen oder schlichtweg um Kopien handelt. Dazu hätte es aber einer direkten Gegenüberstellung mit den vermeintlichen Vorbildern bedurft.

Darüber hinaus bleibt der Zusammenhang dieser Erörterungen mit dem engeren Thema der Ausstellung unklar, zumal explizit darauf verwiesen wird, dass die Bewegung selbst keinerlei Interesse an archäologischer Wissenschaft und deren Ergebnissen zeigt (S. 172). Insofern scheint es müßig, anzunehmen, die Archäologie könne durch konsequente Aufklärung etwas an dieser Situation ändern. Sie scheint vielmehr schon bei der Beschreibung der Situation, die sozialwissenschaftliche Kenntnisse und Kompetenzen verlangt, überfordert.

Wenn man sich schon um einen aktuellen Bezug einer solchen Ausstellung zu einem primär zeit- und wissenschaftsgeschichtlichen Thema bemüht, so hätte es m. E. näher gelegen, die Frage zu erörtern, wie sich das Verhältnis von Archäologie und Politik in der Gegenwart darstellt und ob nicht auch unter demokratischen Verhältnissen problematische Abhängigkeiten entstehen können. Die aktuelle Europa-Debatte, befeuert auch durch gut dotierte Europaratskampagnen zu Schutz des kulturellen Erbes, hätte reiches Anschauungsmaterial dafür bieten können, wie auch außerhalb totalitärer Systeme Wissenschaftler politischen Verlockungen erliegen und Kontinuitäten konstruieren, wo die Belege schwach sind. Zurückhaltung oder gar Weigerung, sich daran zu beteiligen, haben für Wissenschaftler heute gewiss nicht die existentielle Dimension, wie im Nationalsozialismus. Für die Verteilung von Handlungsmacht und Einfluss im Fach sind solche Initiativen aber gleichwohl relevant.

Das Beispiel hätte außerdem zeigen können, dass Identitätsbildung, auch wenn sie im Gestus der Völkerverständigung daherkommt, nicht nur positiv besetzt ist, sondern immer zwei Seiten hat. Wie die Ausschlussmechanismen wirken, zeigen die politischen Reaktionen auf den Ansturm der Armutsmigranten an den Außengrenzen der

Europäischen Union. Insofern ließe sich die im Beitrag gegebene Erklärung der Funktion des ›Germanenmythos‹ (»Der ›Germanenmythos‹ dient so der Bildung einer kollektiven Identität und ermöglicht damit sowohl Inklusion – die Einigung der eigenen Gruppe nach innen über das Einschwören auf eine gemeinsame Herkunft und Kultur – als auch Exklusion – die Abgrenzung der eigenen Gruppe von anderen«, S. 172) problemlos auf diesen Fall übertragen.

Aber auch sonst sind nahezu alle Laster der Archäologie der 1930er Jahre, seien es Grabungen im Bereich nicht gefährdeter Denkmäler (S. 70), die Publikation umfangreicher Projekte lediglich in kurzen Vorberichten (S. 73) oder die Umwerbung von Prominenz aus Politik und Wirtschaft (S. 88), auch heute noch zu finden.

Die Gegenüberstellung zeigt also deutlich, dass die Unterschiede zwischen NS-Vorgeschichte und gegenwärtiger Vorgeschichtsforschung auf einer anderen Ebene gesucht werden müssen als in der plakativen Gegenüberstellung von Ideologie und Wissenschaft. Antworten darauf sucht man im vorliegenden Band allerdings vergebens, stattdessen werden dem Leser in einem abschließenden Beitrag Texte und Bilder aus der modernen Alltagskultur (Presse, Schulbuch, Werbung und Warenwelt) als Degenerationsformen des einst so einflussreichen Germanenmythos präsentiert. Diese ›Fundstücke‹ bezeugen, dass Germanen heute vielfach noch ähnlich wie in der NS-Bilderwelt dargestellt und die mit ihnen verbundenen Eigenschaften noch immer positiv wahrgenommen würden. Anderes als damals würden die Germanen heute aber nicht mehr mit politischen Ideen verknüpft: »Die Autoren sind sich vermutlich der Herkunft dieser Bilder und ihrer ehemaligen Verwendung nicht bewusst« (S. Geringer, S. 181). Dies erscheint mir im Hinblick auf Nachrichtenmagazine wie DER SPIEGEL und Stern, die in diesem Zusammenhang genannt werden, doch eher unwahrscheinlich. Vielmehr wird man konstatieren müssen, dass die dem Beitrag zugrunde liegende Perspektive auf den Gegenstandsbereich einfach zu eingeschränkt ist. So wird beispielsweise eine ironische Verwendung solcher historischer Bilder gar nicht in Erwägung gezogen. Dabei ließe sich bei der angeführten Biermarke »Goldener Germane«, für die mit einem Hörnerhelm-Germanen geworben wird, durchaus auch ein Bezug auf die ›Theatergermanen‹ des 19. Jahrhunderts sehen (H. Anderlik, »Der Ring des Nibelungen«. Bühnenkunst und Germanenbild im 19. Jahrhundert. In: Deutsches Historisches Museum [Hrsg.], a. a. O. 27–32). Würden solche Bilder automatisch mit braunen Uniformen und Konzentrationslagern assoziiert, hätte man sie jedenfalls kaum für Werbezwecke eingesetzt. Darüber hinaus scheint sich die Verfasserin auch nicht die immense zeitliche Tiefe der entsprechenden bildlichen Repräsentationen vergegenwärtigt zu haben. Dies wird besonders im Hinblick auf das Pressefoto eines langhaarigen, blonden Germanendarstellers mit freiem Oberkörper, Schwert und Schild deutlich, das folgendermaßen kommentiert wird: »Angeknüpft wird hier an das in der NS-Zeit geprägte, jedoch bis heute gängige Schönheitsideal des muskulösen, kraftvollen Mannes« (S. 180). Wie immer man inhaltlich zur künstlerischen Produktion der NS-Zeit steht (und ob man von einer ›NS-Kunst‹ reden möchte oder nicht), so wird man ihr doch zugestehen müssen, dass sie selbst mindestens an drei Jahrtausende europäischer Kunstgeschichte anknüpft – und nur dadurch für die Zeitgenossen überhaupt ›lesbar‹ war.

Zusammenfassend bleibt ein etwas zwiespältiger Eindruck, was insbesondere dem an vielen Stellen unausgewogenen Verhältnis zwischen moralischer Bewertung und

faktischer Begründung sowie der nahezu vollständigen Ausblendung von Forschungskontroversen geschuldet ist. Positiv wird man immerhin festhalten können, dass der vorliegende Band einen breit angelegten Überblick über die (Prähistorische) Archäologie in der Zeit des Nationalsozialismus bietet, ergänzt um einen Rück- und Ausblick. Dabei wird v. a. auf Institutionen, Akteure und Projekte (Grabungen, Ausstellungen u. a.) fokussiert. Detailliert ausgebreitet werden in diesem Zusammenhang das Ämterwirrwarr und Zuständigkeitsgerangel der NS-Zeit sowie die teilweise abstrusen Deutungen einer völkisch inspirierten »Geistesurgeschichte«. Weitgehend unklar bleibt dagegen, was in zeitgenössischer Perspektive eine ›wissenschaftliche‹ Vorgeschichtsforschung ausmachte und wie sich diese gegen ›populäre‹ und ›populärwissenschaftliche‹ Zugänge abgrenzte.

Zur Beantwortung dieser Frage wäre es erforderlich gewesen, sich in Sinne der modernen Wissenschaftsgeschichte distanziert mit den zeitgenössischen Bedingungen der Wissensgenerierung und ihrem weiteren (gesellschaftlichen, medialen, technischen) Kontext zu beschäftigen (dazu ausführlicher: U. Veit, Archäologiegeschichte als Wissenschaftsgeschichte: Über Formen und Funktionen historischer Selbstvergewisserung in der Prähistorischen Archäologie. *Ethnogr.-Arch. Zeitschr.* 52, 2011, 34–58). Dies geschieht aber nicht. Stattdessen erscheinen die gebotenen fachgeschichtlichen Einordnungen häufig einem fragwürdigen Aktualismus verhaftet. Die Fachvergangenheit wird am (vermeintlichen) Wissenschaftsideal der Gegenwart gemessen, dessen Konturen jedoch selbst im Hinblick auf den Bereich der Urgeschichtsforschung merkwürdig undeutlich bleiben.

Wo Andeutungen dazu gemacht werden, entsteht der Eindruck, die VerfasserInnen strebten eine Fortschreibung des Positivismus der (west-)deutschen Nachkriegsforschung an. Diese war ja, wie zahlreiche jüngere Analysen gezeigt haben (klassisch bei K. J. Narr, *Nach der nationalen Vorgeschichte*. In: W. Prinz/P. Weingart [Hrsg.], *Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten* [Frankfurt a. M. 1990], 279–305), v. a. durch die Forderung nach Beschränkung des Faches auf Fragen der Quellenerhebung, -kritik und -ordnung bei weitgehender Ausblendung interpretativer Fragen bestimmt. Entsprechend bleiben jüngere Diskussionen um Status und Aufgabe der Altertums- bzw. Geschichtswissenschaft ebenso unberücksichtigt wie die aktuellen Debatten um einen postmodernen Wissenschaftsbegriff.

So erweist sich die von den AutorInnen eingenommene Perspektive – ungeachtet der Betonung einer langfristigen Kontinuität des ›Germanenmythos‹ – letztlich als merkwürdig verkürzt auf die Alternative »Nationalsozialismus« oder »Wissenschaft«. Damit aber lassen sich Fragen wie jene, warum selbst hochintelligente Forscher, wie Herbert Jankuhn, sich mit Leib und Seele einem verbrecherischen Regime ausgeliefert haben, nicht beantworten.

Hier ist für zukünftige Bemühungen eine deutlich stärkere Differenzierung einzufordern, eine Differenzierung, wie sie Tassilo Schmitt in seinem Beitrag zum Band für die Beschreibung des Verhältnisses von Römern und Germanen für notwendig erachtet: »Das Verhältnis der Römer zu den Völkern rechts des Rheins war weitaus differenzierter, als es deren Etikettierung als ›Germanen‹ erscheinen lässt« (S. 24). In Anlehnung daran könnte man mit Blick auf die Zeit des Nationalsozialismus – und ohne die Situation irgendwie beschönigen zu wollen – formulieren: Das Verhältnis der

Archäologen der 1930er Jahre zum Nationalsozialismus war weitaus differenzierter, als es deren pauschale Etikettierung als ›NS-Archäologen‹ erscheinen lässt.

Ulrich Veit

Professur für Ur- und Frühgeschichte am Historischen Seminar der Universität Leipzig, Ritterstr. 14, 04109 Leipzig
ulrich.veit@uni-leipzig.de